

D I E S C H U L E

Schon bei der Ansiedlung wurde der Schule ein Platz neben der Kirche im Kernfeld des Dorfes angewiesen. Sie hatte auch in den Herzen der Großkopischer, selbst in den schwersten Nöten, die sie zu ertragen hatten, einen Platz im Mittelpunkt ihrer Fürsorge. Wenn es galt das wertvollste Gut zu nennen, wurde sie mit der Kirche in einem Atemzuge genannt. Jedermann wußte, daß beide zusammen völkische Existenz in der besonderen Eigenart, wie sie in Jahrhunderten gewachsen war, sicherten.

Wie alt die Großkopischer Schule war, wann sie gegründet wurde, wissen wir nicht, weil wir darüber keine Urkunde besitzen. Es kann aber nach ihrer Lage mit Sicherheit angenommen werden, daß sie in die Zeit der Gründung der Gemeinde zurückreicht. Durch alle Zeiten wurde sie aufrechterhalten. Als der BIRTHÄLMER Pleban Franziscus 1397, als Kapitelsdechant die Statuten des Mediascher Kapitels schrieb, ordnete er darin auch die Bezüge der Lehrer. Er tat das in einer Art, die das Vorhandensein der Schule in allen Gemeinden als Selbstverständlichkeit voraussetzte. So kann also mit Sicherheit angenommen werden, daß in Großkopisch schon zu jener Zeit eine Schule bestand, die begabten Knaben die Grundlage eines Wissens vermittelte, das sie danach auf den Hochschulen in Wien oder Krakau vervollständigten.

Als im Jahre 1516 im Mediascher Stuhl eine Volkszählung durchgeführt wurde, wurde in jeder Gemeinde das "Schulhaus", oder ein "Scholasticus" d.i. ein Lehrer, verzeichnet.

Mit gleicher Selbstverständlichkeit spricht die "Kirchenordnung aller Deutschen in Sybenbürgen" vom Vorhandensein der Schulen. Sie wurde 1547 von gelehrten Männern im Auftrag der Nationuniversität gemacht, in Kronstadt gedruckt und 1550 von den Vertretern der Stühle angenommen. Das X. Kapitel spricht vom "Aufrichten von Schulen". Darin wird ausgeführt, daß gleich wie man junge Bäumchen pflanzt, die an Stelle der alten Bäume treten sollen, so hätten unsere Großväter es für nötig gehalten, daß die Jugend zu gemeinem Nutzen erzogen werde, da-

mit der Gottesdienst und christliche Ordnungen erhalten würden. Darum habe man überall Schulen auf Kosten der Allgemeinheit eingerichtet. Diese seien aber in langen ungnädigen Zeiten durch die Nachlässigkeit der Amtsleute fast ganz verfallen.

Damit das Übel nicht größer werde, wurde verordnet, daß tüchtige Lehrer angestellt werden sollten. Ihre Besoldung sollte aus öffentlichen Mitteln geschehen, damit kein Kind, seiner Armut wegen von der Schule ausgeschlossen sei.

Alle Schulen sollten mit Gebäuden versehen und fleißige Lehrer angestellt werden, die nicht nur für den Gesang in den Kirchen, sondern auch für die Unterweisung der Jugend in den freien Künsten und der Erziehung in der christlichen Lehre Sorge tragen sollten. Damit das mitten unter Feinden von Gott so herrlich begnadete Vaterland nicht durch den Unfleiß der Obrigkeit, die darauf geschworen sei, zu einem heidnischen Wesen gerate.

Untaugliche oder unfleißige Schulmeister sollten nicht behalten werden. Der Schulmeister solle sich fleißige Helfer dinge. Er erhalte den Lohn und solle seinen Mithelfern davon den ihrigen geben. Den Pfarrern wurde verboten die Lehrer in der Ernte oder Weinlese von der Schularbeit abzuhalten und für eigene Arbeit auf dem Feld zu verwenden.

Wenn Schulmeister in Dörfern die Knaben in hohen Künsten nicht unterweisen könnten, wurde bestimmt, daß sie auf Anraten des Pfarrers von den Eltern in eine Stadt geschickt würden. Für ihren Unterhalt solle jede Gemeinde auf ihre Art sorgen.

Wie wir hörten, standen die Großkopischer Pfarrer in Verbindung mit Kronstadt. Sicherlich bewegten sie nicht nur Fragen der Kirche dort Rat zu suchen, sondern auch jene der Neuordnung des Schulwesens. Ohne ihr Interesse daran wäre es kaum denkbar, daß so viele Großkopischer die Kronstädter Schule besuchten. Es waren die Folgenden:

1. Petrus Sutoris, (Schuster) eingeschrieben 1556
2. Laurentius Eybert , " 1564
3. Paulus Melas , (Schwarz)
4. Paulus Lapidida , (Steinmetz) " 1568

Über das weitere Verbleiben dieser vier Männer ist nichts mehr bekannt.

5. Christianus Herberth, Kopeschensis, eingeschrieben 1558, war 1560 Pfarrer in Meeburg und 1579-83 in Arkeden.

6. Georgius Hön, eingeschrieben 1562, wurde Pfarrer in Großkopisch, danach in Meeburg und Draas. Das Unterrichtsprogramm bestand zu jener Zeit aus Lesen und Schreiben, dazu die beiden Sprachen Latein und Griechisch, sowohl Sprechen, als auch Grammatik. Außerdem auch andere freie Künste. Das Schulrecht der Gemeinde Deutschkreuz aus dem Jahre 1597 kann sicherlich beispielhaft für alle Schulen gelten. Es forderte neben dem Unterricht in alten Sprachen, Rechnen und Singen, Auswendiglernen des Kleinen Katechismus und der Evangelien, deutsch und lateinisch. Auch sollten unter den Schülern feine Ordnungen aufgerichtet werden, daß sie sich ehrbar gebärdeten, nicht mit groben Sitten, Spielen, Schelten, Fluchen oder Schwören andern Kindern Ärgernis gäben, sondern züchtig seien und nicht nur in Künsten, sondern gleichermaßen auch in guten Sitten und Ehrfurcht Fortschritte machten.

Ein ähnlicher Lehrplan war auch in unserer Gemeinde in Anwendung. Auch hier wurden, wenn auch in bescheidenerem Maße als in der Stadt, Latein und Griechisch unterrichtet. Unsere Mundart bezeugt das, wenn man hört, daß Eltern sagen, sie hätten ihrem Kind das "Latein gegeben", d.h. ihm die nötigen Anweisungen erteilt, wie es sich in einer bestimmten Angelegenheit zu verhalten habe. Dieser Ausspruch erinnert an die Gepflogenheit der Schule den Kindern lateinische Richtsprüche als Aufgabe nach Hause mitzugeben.

Auch das Bestreben der Schule für eine gute Erziehung der Kinder zu sorgen hinterließ im Sprachgebrauch unserer Mundart seine Spur. Einem ungezogenen Kind wird gedroht, man zeige es dem Vater oder dem Lehrer an, daß er es "mores" lehre. Gemeint werden damit gute Sitten, Anstand und Ehrfurcht. Nichts schadet dem Ansehen der Eltern in der Dorfgemeinschaft mehr, als ungebührliches Betragen der Kinder, das ihnen das Urteil einträgt, sie nicht "mores gelehrt", nicht "gemorest", zu haben.

Die Disziplin in den Schulen war hart, die Räume düster. Noch 1763 wurden Schlemmen für die Fenster gekauft. Glas war unerschwinglich teuer. Ebenso waren Tinte und Papier eine teure Seltenheit. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde noch auf Täfelchen aus Birnenholz geschrieben, die mit Wachs übergossen waren. An ihre Stelle trat dann die Schiefertafel mit Holzrahmen, auf welche mit einem weicheren Schieferstift geschrieben wurde. Sie blieb bis nach dem 2. Weltkrieg im Gebrauch. Knaben die besonders gut lernten, besuchten eine Lateinschule in der Stadt, nach deren Beendigung sie entweder eine Hochschule besuchten, oder in den Schuldienst traten. Der Bildungsgang der Lehrer wurde erst später bestimmt. Früher begannen sie als Knaben bei ihrem Lehrer als Diskantist, also als Sopransänger. Sie halfen ihm auch bei der Beaufsichtigung der kleineren Schüler. Hatte er ein Geschick darin, wurde er Kolaborator, d.h. Mithelfer und danach Kantor. Als solcher hatte er besondere Aufgaben beim Singen der Liturgie in der Kirche. In der Schule durfte er nun auch eine Klasse unterrichten, was ihm einen Lohn einbrachte, und ihm später die Möglichkeit gab an einem Gymnasium in der Unterrichtslehre fortgebildet zu werden und danach eine Schule zu übernehmen. Er wurde damit Angestellter der Gemeinde. Neben seiner Schularbeit mußte er auch die Schreibebeiten der Kommunität, des Ortschaftes im "Hannenhause" verrichten, denn dieselbe war sein Dienstherr. Der Pfarrer überwachte als Lokalschulinspektor seine Lehrtätigkeit. Er war auch der Kirche zu Diensten verpflichtet. Ihm oblag die Pflege der Kirchenmusik. Bei Begräbnissen und Hochzeiten, aber auch bei Tanz und bei den Unterhaltungen der Nachbarschaften mußte er musizieren. Je besser er das verstand, um so mehr Ansehen hatte er, um so sicherer konnte er sein, daß er in seinem Amt blieb. Denn alljährlich mußte er am Bartholomäustag, also am 24. August, "um die Schule bitten". Stand er den Amtsleuten und dem Pfarrer zu Gesicht, hielten sie ihn dazu geeignet, erhielt er seine Lehrerstelle auf ein weiteres Jahr zugesprochen, wenn nicht mußte er sich anderswo um eine Stelle umsehen. Wurde er aber wiedergewählt, mußte er den Amtleuten ein

Mahl geben, das in teuren Zeiten seinen Jahreslohn im voraus aufzehren konnte.

Was erhielt der Lehrer als Lohn? Nach der alten Ordnung erhielt er von jedem Wirten ein Rump Korn, 3/4 Hafer, im Weinland einen Eimer Most und die sog. Präbenden d.i. das Mittagessen und Jahrbrote, die reihum gegeben wurden. Dieser Lohn wurde später in Geld abgelöst. Wahrscheinlich hatten sich bei der Naturalentlohnung Schwierigkeiten ergeben, die ihre Ursache in der Geringachtung der Lehrer durch einzelne Bauern hatten. Der Kleinpolder Pfarrer Damasus Dürr klagte 1573 darüber und gab seinen Predigtzuhörern zu bedenken: . . . "Und doch kann man ohne Schullehrer nichts ausrichten!" Er fährt fort: "Treue Lehrer und Prediger sein nicht Leut, die unversehens daher wachsen wie die Kroten Pfifferling auf dem Misthaufen, man wirft sie auch nicht mit Kleppeln von den Bäumen wie die Bauern im Schlaraffenland." Bis in unsere Tage erhielt sich das Mundartlied aus jenen Zeiten: "Medchə wällt t'ən Kantər niən? Näi Mottər ,näi! əm hīst mich sonst də Kantərən uch də Hangərledjərən", oder gar "də Lousknäckərən!", beides Ausdrücke für tiefste Armut. So schlimm waren sie wohl nie dran. Ihre Lage war auch von Dorf zu Dorf verschieden. Wenn aber eine Notzeit über unser Volk hereinbrach, dann waren die Lehrer doch diejenigen, die davon am meisten betroffen wurden, weil sie aus Mitteln der Allgemeinheit entlohnt wurden. Floß der Schullohn, später die Kirchensteuern spärlicher ein, wurde auch ihr Einkommen spärlicher, oder es blieb über Monate aus.

Auf die Bildung der Mädchen wurde weniger Wert gelegt, als auf diejenige der Knaben. Außer in Lesen und Schreiben wurden sie nur in der christlichen Lehre unterrichtet und in guten Sitten erzogen. Dazu gehörte auch, daß man sie in Sonderklassen von einem Mädchenlehrer unterrichten ließ. Noch 1831 hieß es in der Einleitung zum allgemeinen Schulplan: "Wenn man auch nichts übertreiben will, so ist der gemeinschaftliche Schulbesuch beider Geschlechter doch immer ein grober pädagogischer Verstoß gegen Kultur und Sittlichkeit." Der Pfarrer Georg Gottlieb Auner kämpfte jahrelang um die Erbauung einer Mäd-



Die einstige Mädchenschule

chenschule anstelle der verfallenen Südwestbastei der Kirchengburg. Es dauerte sechs Jahre bis sie fertig wurde. Die Mädchen wurden daraufhin gesondert unterrichtet. Im Jahre 1865 wurden 54 Mädchen von den Lehrern Georg und Johann Schuller, 53 Knaben vom Rektor St. Conradt und dem Cantor Simon Schoger in je zwei Klassen unterrichtet. Es begann damals eine Glanzzeit unserer Schule, die bis zum 1. Weltkrieg dauerte. Die Schüler dieser Zeitperiode verließen dieselbe nach der achten Klasse mit gründlichen Kenntnissen und charaktervollen Schriften. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden keine Mädchenlehrer mehr angestellt, Knaben und Mädchen gemeinsam von den zwei verbliebenen Lehrern unterrichtet, obwohl immer über 100 Schüler waren.

Die Klassenräume der 1847 erbauten Schule mußten erweitert werden, was auf Kosten der beiden Lehrerwohnungen geschah, die aufgelöst wurden. Im Jahre 1911 wurde Johanna Jenne als erste weibliche Lehrkraft angestellt. Vom Jahre 1904 bis zu seinem Tod diente der 1878 in Großalisch geborene Friedr. Wilh. Deli, erst als Rektor, später aushilfsweise als Lehrer, der Gemeinde.

Nach dem ersten Weltkrieg begann eine schwere Zeit für die Schule, bedingt durch die Wirtschaftskrise, die zu Beginn der dreißiger Jahre ihren Höhepunkt erreichte. Die Bauern hatten große Absatzschwierigkeiten, weil eine allgemeine Geldknappheit herrschte. Dadurch war man gezwungen die Kirchensteuern wie einst in Naturalien einzunehmen. Die Gehaltsrückstände der Lehrer stiegen an, und die Not kehrte in ihre Häuser ein, die von ihren Familien oft in stillem, unbekanntem Heldentum getragen wurde. Wenn eine Lehrerin in jener Zeit der Kirchengemeinde einen größeren Geldbetrag spendete, kann sich jedermann leicht erklären und verstehen, daß es sich dabei um nichts anderes als um einen Gehaltsrückstand handelte, auf den sie verzichtete, damit die Stelle nach ihrem Fortgang aus der Gemeinde wieder besetzt werden konnte. Daß sich eine solche Notzeit auch auf den Unterricht auswirkte, läßt sich leicht verstehen. Die Lehrer taten ihre Pflicht mit eiserner Ausdauer, aber die Kinder wurden von den Eltern, mehr als früher, vom Unterricht abgehalten und zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen.

Noch mehr war dies der Fall, als in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg und während desselben die Väter aus Familie und Wirtschaft fehlten, und die Kinder den Großeltern überlassen wurden.

Im Jahre 1942 wurde die Schule von der Volksgruppe übernommen. Dadurch wurden die Lehrer aller materieller Sorgen enthoben. Die Schule wurde reichlich mit Lehrmitteln und Schulbüchern ausgestattet. Durch eine regelmäßige Gehaltsauszahlung war auch für ihre und ihrer Familie Existenz gesorgt. Da kam das Kriegsende, die Volksgruppe wurde aufgelöst, die Schule war mit einem Schlage herrenlos. Glücklicherweise war die grundbücherliche Übertragung der Schulen ins Eigentum der Volksgruppe noch nicht erfolgt, die Kirche war noch Eigentümerin derselben, und so wurde der Unterricht begonnen und geduldet, bis die staatliche Genehmigung eingeholt wurde. Andernfalls hätte der Staat das gesamte Schulvermögen mit dem übrigen Besitz der Volksgruppe beschlagnahmt.

Vier Jahre später tat er das doch, unter dem Titel der Nationalisierung. Am 1. Sept. 1948 wurde die Schule mit dem gesamten Inventar der Obhut der Kirche entzogen und enteignet. Der Religionsunterricht hatte im neuen staatlichen Lehrplan keinen Platz mehr. Auch der Pfarrer durfte ihn in den Räumen der Schule nicht mehr erteilen. In Verhandlungen, die sich über ein Jahr hinzogen, gelang es dem damaligen Bischof Fr. Müller mit der Regierung ein Abkommen auszuhandeln, das der Evangelischen Kirche das Recht einräumte den Religionsunterricht und die Unterweisung der Konfirmanden am Samstag nachmittag und Sonntag vormittag in der Kirche zu erteilen. Die Beteiligung der Kinder daran war gut, wurde ihnen aber oft von der Jugendorganisation erschwert.

Zunächst bestand nun im Gebäude der ehemaligen Kirchenschule eine Staatsschule mit deutscher Unterrichtssprache. Nach kurzer Zeit wurden die deutschen Klassen mit den rumänischen an eine Schule verlegt. Grund dafür war die angestrebte Verbrüderung der Nationalitäten. Das wäre ohnehin notwendig gewesen, weil die sächsische baufällig geworden war. So gehen

nun die sächsischen Kinder mit allen andern des Dorfes in die sog. Staatsschule, die im Jahre 1929 mit der Hilfe ihrer Großväter erbaut wurde. Die sächsische Schule wurde abgetragen. Auf ihr Fundament baute die Genossenschaft ein Geschäftslokal und ein Wirtshaus. Mit dem Material das davon übrig blieb wurde an die Staatsschule noch ein Klassenzimmer angebaut. Zu Beginn dieser Periode waren an der deutschen Abteilung zwei Lehrer beschäftigt. Infolge der abnehmenden Schülerzahl, die auf unter zwanzig gesunken ist, genügt jetzt eine Lehrkraft.

Nach Beendigung der 4. Grundschulklasse gehen die Kinder über den Berg nach BIRTHÄLM, wo sie die Oberstufe der Achtklassenschule besuchen. Dann führt sie der Bildungsgang oft für immer in die Stadt. Dort werden sie in einer Berufsschule für einen Beruf ausgebildet, erhalten nachher eine Arbeitszuweisung in dem staatlichen Betrieb, der die Kosten ihrer Ausbildung trug. Wenn ihr Arbeitsplatz nicht weit von ihrem Heimatort entfernt ist, pendeln sie einige Jahre. Dann aber suchen sie sich eine Wohnung und sind für ihre Heimatgemeinde verloren. Sie verlieren aber weit mehr, weil sie aus ihrer angestammten Gemeinschaft herausgerissen werden und in einen national-rumänischen Schmelztiegel geraten, der sich nur mit internationalen Phrasen schmückt, und müssen schwer darum ringen ihre völkische Eigenart zu bewahren. Wie lange wird ihnen das gelingen?

So abgelegenen Großkopisch auch war, hatte es doch zu allen Zeiten eine Schule, die einer Reihe von Männern und Frauen eine erste Bildung und charakterliche Prägung gab, die sie befähigte an höheren Schulen weiter zu lernen oder ihre Bildung an einer Hochschule abzuschließen. Es sollen hier die Namen von einigen aufgereiht werden und ihr Schaffen gezeigt werden, soweit dasselbe bekannt ist. Daß das Elternhaus und die Dorfgemeinschaft mit ihrem alten Kulturgut, sowie die besondere Gemütsart derselben eine noch wichtigere Rolle beim Werdegang eines Menschen spielen als die Schule, ist bekannt und soll nicht verschwiegen werden.

Folgende Großkopischer studierten an westlichen Hochschulen:

1. Blasius de Capus, wurde 1426 an der Wiener Hochschule eingeschrieben. Weiteres ist von ihm nicht bekannt.

2. Nicolaus Huemaister, (Hochmeister) de Copsch wurde im Jahre 1439 an der Universität von Wien eingeschrieben. Neun Jahre später, also 1448, war er Kaplan des Siebenbürgischen Bischofs Matthias, Kanonikus in Weißenburg und Archidiakon von Kykellew (Kokelburg). Als solcher vertrat er 1448 die Abteidörfer Deutschkreuz, Meschendorf und Klosdorf in einem Prozess gegen den Abt von Kerz Johannes Bornequel. Er bekleidete als Kaplan des Königs Ladislaus von Ungarn höchste Ämter. Er war erster Notar seiner ungarländischen Hofkanzlei. Für seine Dienste erhielt er, zusammen mit seinen Brüdern Bartholomäus, Johannes und Caspar, am 9. 10. 1454 einen Wappenbrief vom König.

Trotz seiner hohen Stellung vergaß er seine Heimatgemeinde nicht. Er erwirkte ihr wie wir hörten das Jahrmarktrecht und verwendete sich 1455 auch für die Zwei Stühle, denen er einen Steuernachlaß erwirkte, weil sie sich vom Türkeneinfall vom Jahre 1438 noch nicht erholt hatten. Das Vertrauen des Königs fand 1456 in seiner Betrauung mit der Einhebung des Martinszinses in den Zwei Stühlen seinen Ausdruck.

3. Johannes Laurentii Homester de Septemcastris (Bruder des Obigen), wurde 1447 an der Hochschule von Krakau eingeschrieben, wo er 1450 zum Bakkalaureus der Freien Künste promovierte. Er kehrte 1454 in seine Heimatgemeinde zurück, welcher er bis 1477 als Pleban diente.

4. Gregorius Georgii de Copsch bezog 1470 die Universität Krakau und wurde dort 1477 Bakkalaureus der Freien Künste. Über sein weiteres Verbleiben ist nichts bekannt.

5. Paulus Jacobi wurde 1498 an der Universität Krakau eingeschrieben. Er starb 1511 als Pleban von Neithausen an der Pest.

6. Michael Reichhalm ging 1499 auf die Universität nach Wien. Er wurde 1530 als Pfarrer seiner Heimatgemeinde verzeichnet.

Hier reißt die Reihe der Studierenden an westlichen Universitäten ab. Schuld daran waren wohl die schweren Zeiten der Türkenherrschaft und die Thronstreitigkeiten in Siebenbürgen nach 1526, daß keine jungen Menschen es mehr wagten, oder auch keine Mittel mehr besaßen, eine Hochschule zu besuchen.

Auf Grund mündlicher Überlieferung aber kann eine ganze Reihe von Männern und Frauen genannt werden, die in Großkopisch geboren wurden, oder deren Eltern von dort stammten, die auswärtige Schulen besuchten und infolge ihrer Begabung und ihres Fleißes es zu einer gehobenen Stellung und zu Ansehen brachten. Es sind nicht wenige. Sie sollen hier aufgezeichnet werden, wobei auch hier kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann.

1. Georg Meyndt

wurde 1881 als Sohn des Pfarrers Petrus Traugott Meyndt in Großkopisch geboren. Als Notär in Reichesdorf sang er bei geselligen Gelegenheiten seine selbstverfaßten Lieder in sächsischer Mundart zur Gitarre. Carl Reich d. Ä. gab sie unter dem Titel: "Kut mer sängen int vun den Lidern des Georg Meyndt!" heraus. Sie wurden bald Allgemeingut des sächsischen Volkes. Zwei davon, "Brännchen um gräne Rin" und "Geade Morgen", wurden von Karl Teutsch in das 1983 im "Wort und Welt" Verlag, Salzburg, erschienene Siebenbürgische Chorbuch aufgenommen. Zwei weitere finden sich an anderer Stelle dieses Buches. Die ältere Generation hatte sie in ihrer Jugendzeit so sehr ins Herz geschlossen, daß sie sie auch heute noch gerne singt. Die beiden Singspiele G. Meyndt's "E Sangtich am Aren" und "Aus aser Gemin" wurden mit viel Freude aufgeführt. Während früher dieses Liedgut, zusammen mit den schönsten deutschen Volksliedern gepflegt wurde, kann davon in der heutigen Schule keine Rede mehr sein. Es wird nur noch in den wenigen sangesfreudigen Familien an die Kinder weitergegeben.

2. Ferdinand Zintz, war 1886-1893 Pfarrer der Gemeinde. Er schrieb das Lied: "Wällt er hisch Fraen sähn, meßt er ken Grißkopesch

zähn", es zeugt von seiner Verbundenheit mit seinen Kirchenkindern.

3. Heinrich Gustav Zintz (Harry Zintz)

wurde am 26. 4 1886 als Sohn des Obigen in Mediasch geboren und starb am 17. 2. 1955 im Altersheim in Hermannstadt. Er studierte Rechtswissenschaft, widmete sich aber dann ganz der Malerei, für die er auf ausgedehnten Reisen seine Anregungen suchte. Sie fanden ihren Niederschlag auch in seinen Gedichten. Nach einer Ausstellung seiner Bilder in Wien stellte die Wiener Zeitschrift "Der Tag" sein Küstlertum in eine Reihe mit dem französischen Maler Gauguin u. a. Das "Neue Wiener Journal" vom 27. 5. 1928 schrieb: "Zintz besitzt eine ungemein feine und aparte Begabung ." Als er 1947 und 1948 einige seiner Bilder in Hermannstadt ausstellte, kritisierte ihn Werner Bossert im "neuen Weg" abfällig, als dekadent und nannte ihn einen hoffnungslosen Fall. Das war das Urteil seiner Heimat!

Wie mag sein empfindsames Gemüt, das im folgenden Gedicht zu erkennen ist, es ertragen haben?!

V e n e d i g

Auf der Lagune liegt weißer Schein -
 Sie trinken in einer Barke Wein.
 Eine ölbraune Stimme wächst auf von weit.
 Sie singt aus einer anderen Zeit.

Ein anderes Leben - ein anderes Kleid.
 Eine andere Liebe - das gleiche Leid.
 Leg deine Hand in meine Hand,
 Laß uns gleiten in ein anderes Land. . .

4. Heinrich Bretz , d. Ä. 1862 - 1947

Seine Mutter war Großkopischerin, so lebte er nach dem frühen Tod seines Vaters mehrere Jahre bei den Großeltern in unserer Gemeinde. Er nahm an den Bräuchen der Jugend lebhaften Anteil, wovon seine Berichte über das Eierablaufen und die Instandsetzung der Feldbrunnen zeugen. Als Rektorlehrer in Markt-

schelken leitete er den von ihm gegründeten "Weißbachtaler Sängerbund", für den er eine Liedersammlung herausgab. Sie trug den Titel "Froher Dreiklang". Einige dieser Lieder hatte er komponiert, darunter "Deiner Sprache, deiner Sitte, deinen Toten bleibe treu", von Michael Albert und "Mer wälle bleiwen wät mer senj" von Josef Lehrer. Er sagte einmal zu seinen Liedern: "Wenn nur eines meiner Lieder als Volkslied in mein Volk eingeht und lebendig bleibt, will ich glücklich sein und sagen: ich habe nicht umsonst gelebt." Von diesen beiden kann mit Recht gesagt werden, daß sie wie Volkslieder Allgemeingut unseres Volkes wurden. Daher fanden sie auch im "Siebenbürgischen Chorbuch" von Karl Teutsch Aufnahme.

5. Adolph Buchholzer,

war in Großkopisch geboren. Er war Bauer. Wirtschaftliche Not bewegte ihn 1929 seine kleine Bauernwirtschaft und die Heimat zu verlassen und nach Kanada auszuwandern. Unter dem Titel "Festliches Jahr" veröffentlichte er seine Erinnerungen an Großkopisch, von denen ein Teil im "Jahrbuch - Siebenbürgischer Hauskalender 1963" Aufnahme fand. Darin beschreibt er das Brauchtum seiner Heimatgemeinde. Eingeleitet wird seine Schrift durch folgendes Gedicht in der Mundart:

Kopäsch äs menj harz Gämin,
do bän ech gəbuirən.
Äm hun ech, nor äm elin,
Troa äf änj gəschwuirən.

Senj gedinkən ech uch hetj,
hun ät nai vergäißən.
Huät ät doch menj Jugəndzetj
Rech mät Gläck bəmäißən.

Wie sehr er in der Fremde ein Kind seiner Heimat blieb und mit dem Leben des Bauern verbunden blieb, zeigt ein weiteres Gedicht, in dem der Schmerz um Scheiden und Heimat aufklingt. Er hat seine Heimat nicht mehr besucht, daß seine Gedanken

aber oft die Heimat suchten, davon zeugen seine Verse:

Äm Schiæræt blain dæ Riävæn	Äm Schiæræt blain dæ Riävæn,
Gor hui um Ræich.	Um Stæuk æsi grain.
Et vørspræcht æ froadich Liävæn,	Wällt tea net mät mir striävæn
Net zech æwæich.	Ästuæt æwæich zæ zain?
Äm Schiæræt blain dæ Riävæn,	Äm Schiæræt blain dæ Riävæn,
Sæ rechæn fenj.	Wällt tea nor gæun?
Et wid æ gor fleisich Liæsæn	Wûi saul dæ Kæiltær hiävæn,
Äm Harvæst senj.	Dæ Bättæn dræun?

Äm Siæræt blait menj Hoffæn,
 Dåt tea't werscht senj,
 Dûi än Harvæst fällt dæ Koffæn
 Mät Hochzætwenj !

6. Hartmann Bell, 1901 - 1981,

war Schmied, geriet als Teilnehmer des zweiten Weltkrieges in Italien in englische Gefangenschaft und wurde aus dem Lager von Rimini nach England überführt, von wo er nach einiger Zeit nach Deutschland entlassen wurde. Von hier wanderte er zu seinem Bruder nach Amerika aus. Erst 1962 konnte er in die Heimat zurückkehren. Wie groß sein Sehnen nach Heimat und Familie war - er hatte vier Kinder - zeigt das folgende Gedicht:

Mein Heimatland

. . . . Gar manche Länder hab' ich gesehn,
 Doch keines schien mir von ihnen so schön,
 Wie du Urväterscholle an der Karpaten Rand,
 Wie du Siebenbürgen, mein Heimatland.
 Viele Sprachen um mich schon erklangen,
 Fremde Menschen ihre Lieder sangen,
 Aber inniger und tiefer ich keine empfand,
 Als deine Siebenbürgen, mein Heimatland.
 Es kam der Krieg, mit ihm die Not.
 Wer schafft unseren Lieben daheim das Brot ?
 Bleibst du verschont von Mord und Brand,
 Mein Siebenbürgen, mein Heimatland ?!

7. Martin Löprich , (Neugasse),
 verließ im Jahre 1901 Heimat und Familie und zog nach Nordamerika, weil er, so wie viele andere Bauern in jenen Jahren, in der Fremde für den Lebensunterhalt seiner neunköpfigen Familie sorgen wollte. Dort schrieb er ein Büchlein unter dem Titel "Ländchen der Liebe", das er im Selbstverlag zum Neujahr 1902 herausgab. Darin klagte er über die Not der siebenbürgischen Bauern. Wie sehr er über die Magyarisierungsbestrebungen empört und verbittert war, haben wir an anderer Stelle schon gehört. Im Anhang des Büchleins veröffentlichte er auch einige Gedichte. Es sind nur Versuche, aber er verleiht darin in warmem Empfinden seinem Schmerz und Weh über die Trennung von seiner Familie, aber auch seinem von der Not nicht erschütterten Gottvertrauen, Ausdruck. Darum sollen hier einige Verse folgen.

An meine Kinder

Abends wenn ich schlafen geh',
 Fühl'ich, tut mein Herz mir weh'
 Um meine Kinder alle sieben,
 Die von mir so weit geblieben.
 Niemals kann ich sie vergessen,
 In den Stunden meines Lebens,
 Mein Schmerz, mein Weh ist nicht zu messen
 Gib Gott, es sei doch nicht vergebens
 All mein Klagen, Müh'n und Sorgen,
 Die ich in dem fernen Land
 Geduldig trage bis zu jenem Morgen,
 Da wir beisammen Hand in Hand.
 Seid höflich, bescheiden zu jedermann,
 Das macht euch Ehr' auf eurer Bahn.
 Ehre ist mehr als, . . . Geld und Gut!

.

8. Grete Lienert - Zultner

wurde am 28. Dezember 1906 in Malmkrog geboren, wo der Vater damals als Lehrer tätig war. Ihre Eltern Johann Zultner und Susanna geborene Schuller waren beide aus Großkopisch. Ihre frühen Kinderjahre verlebte sie in Maldorf, Hohndorf und Schellenberg, wohin der Vater durch den Dienst verzog. In Schellenberg erlebte sie die Schrecken des ersten Weltkrieges und die Plünderung des Elternhauses, Ereignisse die sie im Innersten erschütterten. Sie besuchte die Schule zunächst in Hermannstadt und schloß 1925 ihre Schulbildung mit der Matura am Lehrerinnenseminar in Schäßburg ab, worauf sie kurze Zeit als Lehrerin in der Nachbargemeinde Waldhütten wirkte. Ein Jahr später heiratete sie Michael Lienert, Notär in der Heimatgemeinde ihrer Eltern, welche nun in den darauf folgenden fünf Jahren glücklichen Lebens und Schaffens auch ihre Heimat wurde. Hier wurden ihre Kinder Hans-Richard und Gretel-Marianne geboren. Hier entstanden die drei Singspiele: "Die Lindewirtin", "Das Bauernliesel" und "Bäm Brännchen", sowie das Volksstück "Äm Ihr uch Gläck".

Nach 1931 folgten bewegte Wanderjahre, voller Unsicherheit und Sorgen, weil die sächsischen Notäre, ohne jede Ursache hin und her versetzt wurden. Stationen dieser Wanderschaft waren die Gemeinden Neithausen, wo ihr Sohn Günther-Gerwin geboren wurde, dann Denndorf und Schaas. Von 1938 - 1963 wirkte sie wieder als Lehrerin. Im Jahre 1963 trat sie in den Ruhestand, fand aber wenig Ruhe, weil ihr Eigenheim in Schäßburg ständig von der Enteignung bedroht war. Heute lebt sie mit ihrem Mann in Traunreut in Bayern.

Außer den erwähnten Bühnenstücken schrieb sie noch ein heiteres Spiel: "Wie drit de Fonn himen?", über 100 Gedichte und mehr als 40 Lieder, die in verschiedene Liederbücher in Rumänien und auch in Deutschland aufgenommen wurden. In Rumänien sang eine Schäßburger Liedergruppe 14 Lieder auf Schallplatten, während man sie hier im Bayerischen Rundfunk mehrermale übertrug. Im Jahre 1983 erschien eine Liedersammlung von

ihr unter dem Titel: "De Astern uch ånder Liedcher" im GIMA - Musikverlag, in Stadtallendorf.

Von ihren Erinnerungen sei ein Abschnitt aus einem Brief wiedergegeben: . . . "Dann sind wir fortgezogen aus unserem lieben Kopisch. Doch habe ich diesen warmen Winkel des Weinlandes, wo Kopisch und BIRTHÄLM liegen, wo meine Eltern und viele meiner Vorfahren ruhen, stets als meinen Heimatsort empfunden, als ruhenden Pol im Wechsel unseres Lebens.

Wechselnde Pfade, Schatten und Licht,
alles ist Gnade. Fürchte dich nicht.

Das ist die letzte Erkenntnis, die uns auch begleiten soll auf dem Wege, der uns 1978 in die Bundesrepublik Deutschland führte und uns begleiten mag, bis an das Ende unserer Tage."

Von ihren Gedichten soll noch eins hier folgen:

M e n j H i m æ t g æ m ĩ n :

Säch do äm Tuæl as harz Gæmĭn	Jed Wänkælchæn, jed Rech, jed Tuæl,
Ämkrinzt vu Rejærn, Bĭmæn!	Tæ kennst sæ åll mæt Numæn.

Äch, wi Ist hä dærhĭm gæwiæst,	Wonn dich dæt Hĭmwih dräm værziært,
Diæn zecht æt änj duær hĭmæn.	Terfst tæ dich diæs net schumæn.

Dæ Lidchær klanjæn hä 'si frih,	Dæ Harzæn schlön hä æsi wuærm,
'si feiarlich dæ Klokæn,	'si fränjdlich senj dæ Mäntsçæn,
Und jedær, dem dåt ist ærklång,	Cha wi ist hä dærhĭm gæwiæst,
Den wird æt hĭmæ lokæn.	Wit änjdæn hĭm sich wänjtsçæn.

9. Johann Zultner, 1882 - 1958

zog 1926 nach Nordamerika, wo er in Ellwood City als Pfarrer wirkte. Dort warb er, wie wir schon hörten, unter seinen Landsleuten, ihre Heimatgemeinde zu unterstützen. In seinem Alter lebte er bei seiner jüngeren Tochter in BIRTHÄLM, wo er 1958 starb und am 22. 4. begraben wurde.

10. Heinrich Löprich, geb. 1879,

war 1907 nach Amerika ausgewandert, wo er sich ein eigenes Unternehmen aufgebaut hatte. Er gedachte seiner Heimatgemeinde nicht nur durch eine alljährliche Spende für die Christbesche-

rung der Kinder, sondern hatte auch die ansehnliche Summe von 35.700 Lei für den Bau des Lutherhauses gesammelt und überwiesen.

11. Samuel Löprich, 28.3.1873 - 6.1.1951

war der älteste Sohn des Samuel Löprich und der Ottilie geb. Henning. Er war von 1892 - 1931 in Großschenk als Lehrer tätig, wo er 1951 als Rektorlehrer i.R. starb. In der Grabrede des Pfarrers Kuno Galter heißt es:

"Samuel Löprich war mit Leib und Seele Lehrer. Seine Liebe gehörte der Schule und den Kindern und die Kinder hingen an ihm. Er wurde Lehrer in einer Zeit, wo unsere Schule einen immer größeren Aufstieg nahm. . . . Einer Stadtschule gleich sprach man von ihr im ganzen Bereich unserer Kirche. Sie stand bei weitem im Mittelpunkt des Gemeindelebens. An dieser Schule hat Samuel Löprich 40 Jahre als ordentlicher Lehrer und noch einige Jahre als Hilfslehrer vorbildlich gewirkt. Sie war seine eigentliche Welt. Ihr alle, die ihr in dieser Stunde seiner gedenkt, seid seine Schüler gewesen und habt von seiner Arbeit und von seinem Geiste genommen. Samuel Löprich wollte kein Mietling sein, er wollte etwas leisten. . . . Er stand als Vorkämpfer für eine bessere Schule in den vordersten Reihen der Lehrer und unseres Volkes.

Es war damals, vor dreißig, vierzig Jahren eine Freude Lehrer zu sein und es war eine Freude für die Schüler, solche Lehrer zu haben. . . .

Samuel Löprich stand auch sonst mit seiner Arbeit ganz in der Gemeinde. Es gibt kein Gebiet, auf dem er nicht mitgeholfen hätte. . . . Er war ein Sämann.

Wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Großschenk in den letzten 50 Jahren ist nichtdenkbar ohne die Arbeit von Samuel Löprich. Als Krönung seines Lebenswerkes steht die neue Schule in unserer Gemeinde, hell und groß. Wäre Samuel Löprich nicht gewesen, so hätten unsere Kinder diese Schule vielleicht nicht. . . Sein Tod hat uns erschüttert, weil mit ihm ein Stück Alt-Großschenk ins Grab sinkt. Und hier

im Gotteshaus nehmen wir von ihm Abschied, im Gotteshaus". . . wo "er 54 Jahre lang die Orgel gespielt. . . .Heute hat die Orgel für ihn allein gesungen und geklungen, über seinen Sarg, in sein Grab hinein.

"Wer da säet im Segen, wird auch ernten im Segen!"

Samuel Löprich war ein Sämann in unserer Gemeinde. Durch seine Arbeit gehörte er ganz der Gemeinde Großschenk, war er ganz der Unsere geworden."

12 Karl Klosius ,

war in seinen jungen Jahren Lehrer in Heltau, von wo er als Pfarrer nach Schlatt berufen wurde. Dieser Gemeinde hat er Jahrzehnte lang in Treue gedient. Nach seiner Pensionierung lebte er in BIRTHÄLM bis zu seinem Tod.

13. Johann Klöß ,

war lange Jahre Lehrer in BIRTHÄLM, wo er auch gestorben ist.

14 Johann Schuller ,

diente der kleinen, heute nur noch eine Familie zählenden Kirchengemeinde Schmiegen bis zu seiner Pensionierung als Pfarrlehrer. Als Rentner kehrte er in seine Heimatgemeinde zurück und half hier noch in der Schule als Hilfslehrer aus.

15. Hermann Löprich , 21.4.1924 - 19.3.1973

Sohn des Hermann Löprich und der Sofia geb.Durlessler, besuchte das Schäßburger Gymnasium. Nach Ablegung der Matura wurde er in die deutsche Armee eingegliedert und geriet bald in Gefangenschaft, wobei er nur mit Gottes Hilfe am Leben blieb. In dieser Not gelobte er, wenn er mit dem Leben davonkomme Pfarrer zu werden. Als er nach Deutschland entlassen wurde, hat er dies Gelöbnis gehalten. Prof.Paul Philippi, Heidelberg, schrieb ihm einen Nachruf, der im "Licht der Heimat" Nr.234 im April 1973 erschien. Darin hieß es:". . . .in den Jahren seiner amerikanischen Kriegsgefangenschaft befahl ihn die Lungenkrankheit, die ihn dann seit 1951 wieder erfaßte."

. . . Zwischen 1947 und 1951 lag die Zeit der Berufs- und Sinnfindung: An der Universität Erlangen studierte Hermann Löprich mit der Freude eines Weltraumentdeckers Theologie. . . Hermann Löprich studierte unter dem Eindruck zu einer Generation und Schar zu gehören, die die geistigen Schätze von Jahrhunderten für eine neue Epoche zu erschließen habe. . . .

Die Krankheit ließ ihn 22 Jahre lang nicht mehr ganz los, sondern schleppte ihn von Heilstätte zu Heilstätte, schließlich wurde ihm die Arbeit aus Gesundheitsgründen untersagt.

. . . . "Die erzwungene Arbeitslosigkeit der letzten Jahre hat ihm die innere Ruhe nicht sichern können, die er für eine Genesung oder Stabilisierung gebraucht hätte. Zur Krankheit trat bittere Sorge - nicht zuletzt wegen der vier Kinder, die er nun hat zurücklassen müssen.

Wir gedenken wehmütig des liebenswerten Freundes. Von seiner herzlichen Fröhlichkeit, die ihre Großkokler Herkunft immer und jedem unaufdringlich-selbstverständlich verriet, haben wir uns gerne begleiten lassen. In seinen schweren Jahren aber, in denen seine Krankheit ihn von unserer hektischen Arbeitswelt isolierte, haben viele von uns ihn allein gelassen. Allein lassen müssen ?"

Er starb noch nicht 49 Jahre alt.

"Die Verwandten und Freunde, die ihn am 23. März zum Friedhof von St. Blasien begleiteten, wußten . . . : Ein begabtes, zur Fröhlichkeit bestimmtes, aber hart angefochtenes Leben war erloschen."

- . -

Solange die sächsischen Bauern ihren Grund hatten, wurden wenig Kinder auf höhere Schulen geschickt. Ein ausgeprägtes Standesbewußtsein erlaubte es nur dort, wo sich eine hervorragende Begabung zeigte, oder wo mehrere Söhne waren, und die Wirtschaft eine weitere Teilung nicht mehr erlaubte. So blieb mancher intelligente Bauernjunge im Dorf, übernahm den elterlichen Bauernhof und diente seiner Gemeinde später als tüchtiger Richter, Wirtschaftler, Kurator oder Kirchenvater, und im ersten Weltkrieg dem Vaterland als verantwortungsbewußter

Rechnungsunteroffizier im Heer. Als sie aber durch die Enteignung nach dem 2. Weltkrieg zum Landproletariat entwürdigt, als Tagelöhner arbeiten mußten, da ließen sie den alten Pflug rosten, und ergriffen einen neuen. Sie besannen sich auf ihr geistiges Erbe, ihre geistigen Fähigkeiten, suchten sich einen Arbeitsplatz in der Industrie, lernten selbst noch Neues, und ließen ihre Kinder lernen. Viele Jungen und Mädchen besuchten nun theoretische oder technische Mittelschulen, oder eine Berufsschule. Einige gingen danach auf eine höhere Bildungsanstalt, oder nützten die Möglichkeit des Fernstudiums. Alle hier aufzuzählen ist nicht möglich, weil es so viele sind, und weil der Erfolg ihres Mühens nicht bekannt ist. Beispielhaft sollen aber für alle andern zwei doch angeführt werden.

16. Gustav Schneider,

Enkelsohn des einstigen Pfarrlehrers Johann Schuller, Schmieggen, wurde als Sohn des Jakob Schneider und der Wilhelmine geb. Schuller in Vámos - Odrihely geboren. Er wurde Lehrer und stieg nach dem Fernstudium der Geschichte zum Schulinspektor und danach zum Direktor des Schäßburger Gymnasiums auf, an welchem er auch heute noch tätig ist.

17. Gustav Klosius,

studierte in Hermannstadt Theologie und steht heute als Pfarrer im Dienst der Gemeinde Katzendorf. Seine Eltern Gustav und Eleonore geb. J. Schell leben in Neuburg an der Donau.

Nicht unerwähnt sollen hier bleiben die Söhne und Töchter der Notäre Gustav Lang und Michael Lienert, der Lehrer Schell und Bielz, sowie diejenigen der Pfarrer der Gemeinde Carl Werner, Andreas Herberth, Friedrich Kartmann und Andreas Türk, die sich durch eifriges, oft entbehrungsreiches Studium eine geistige Ausbildung erwarben, die sie befähigte in verantwortungsreichen Stellungen zu arbeiten.